

Glänzende Zeiten

Die Goldstadt Pforzheim ist seit 240 Jahren Zentrum der deutschen Schmuckindustrie

Von Christian Selbherr

Nur wer sich richtig gut auskennt, darf sich ein solches Urteil erlauben: „Es sind schlechte Steine, und die Verarbeitung ist miserabel“, sagt Cornelia Holzach über den funkelnden Kopfschmuck in der Glasvitrine. Er gehört zu den mehr als 2000 Stücken, die im Schmuckmuseum in Pforzheim ausgestellt sind. Museumsleiterin Holzach meint es gar nicht abwertend. Sie will nur zeigen, mit welcher Kunst, und eben auch mit welchen Tricks manchmal versierte Goldschmiede einen glänzenden Eindruck hinterlassen. Mit seinen Meisterwerken aus 5000 Jahren erweist sich das Pforzheimer Museum als wahre Schatzkammer: Es zeigt Schmuck aus aller Welt, einen antiken griechischen Schlangenheimel genauso wie keltische Gewandschließen oder barocken Brustschmuck.

Ihre Wurzeln hat die international beachtete Sammlung in der Musterausstellung, die Pforzheimer Firmen als Vorlage für Kunden und Mitarbeiter anlegten. Denn seit genau 240 Jahren schreibt die Stadt am Nordrand des Schwarzwaldes kräftig mit an der weltweiten Schmuckgeschichte. Es war im Jahr 1767, als Markgraf Carl Friedrich von Baden im Pforzheimer Waisenhaus die erste Schmuck- und Uhrenfabrik gründete – wohl um die Waisenkinder zu beschäftigen und ihre Arbeitskraft zu nutzen. Er holte ausländische Meister in die Stadt und steuerte viel Geld bei. Erfindergeist und Abenteuerlust der Pforzheimer Bürgerschaft kamen hinzu. Schon bald reisten Schmuckhändler mit ihren Musterkoffern zu den Fürsten- und Königshöfen Europas. Unternehmer erkundeten Smaragdminen in Kolumbien und kauften Edelsteine in Ägypten. Anfang des 20. Jahrhunderts arbeiteten bis zu 37 500 Menschen in den Pforzheimer Fabriken sowie in den Zulieferbetrieben.

Noch heute kommen mehr als 70 Prozent des in Deutschland hergestellten Schmucks aus Pforzheim. Immer noch sind 11 000 Menschen aus der 119 000 Einwohner zählenden Stadt und dem Umkreis in der Schmuck- und Uhrenindustrie beschäftigt. „Die Technik hat sich dabei so gut wie gar nicht verändert. Die Vorgänge sind gleich, nur die Hilfsmittel sind andere“, sagt Alfred Schier. In seinem Technischen Museum erfahren Besucher einiges über die industrielle Entwicklung. An alten, aber funktionsfähigen Geräten zeigen Goldschmiede und Uhrmacher ihr Können. Sie pressen und prägen, stanzen und sägen – und demonstrieren, dass ihre Kunst immer auch mit harter Arbeit verbunden war, die zu verrichten häufig erst nach langen Fußmärschen möglich wurde. Die Arbeiter, die aus den umliegenden Dörfern kamen, wurden „Rassler“ genannt; ihre beschlagenen Schuhe lärmten auf dem Kopfsteinpflaster, was ihnen den Spitznamen eintrug. Andere hatten zu Hause ihren eigenen Betrieb, oder holten sich einmal pro Woche das Material in der Fabrik ab, das sie dann in Heimarbeit fertigstellten.

Eine Vertreterin der Zunft ist Anja Costabel. Lange Zeit war sie als Goldschmiedemeisterin selbständig. Seit drei Jahren arbeitet sie für die alteingesessene Schmuck- und Edelsteinhandlung Schütt. Im ersten Stock des Verkaufsgebäudes hat sie ihre kleine Werkstatt. Sie sitzt „am Brett“, wie die Goldschmiede sagen. Ihr Handwerk hat sie in Pforzheim gelernt, denn die Goldstadt bildet auch den Nachwuchs aus. Es gibt ein eigenes Schmucktechnologisches Institut an der Hochschule; und die bereits 1768 gegründete Pforzheimer Goldschmiedeschule war die erste Berufsschule der Welt. Aber die Zeiten haben sich geändert. „Als ich vor 22, 23 Jahren auf die Goldschmiedeschule ging, gab es 1200 Bewerber und nur 80 wurden ausgewählt“, erinnert sich Costabel. „Jetzt suchen sie

händeringend nach Schülern.“ Ganze vier Goldschmiede hätten im vergangenen Jahr die Meisterprüfung absolviert.

Für Costabel liegt die Ursache darin, dass auch die Schmuckindustrie von Krisen nicht verschont geblieben ist. „Hochwertige Einzelstücke kauft heute fast niemand mehr“, sagt die Goldschmiedin. „Schmuck holen sich die Leute bei Lidl oder Tchibo.“ Sie selbst sei vor allem mit Reparaturen beschäftigt. Ihre Chefin Gabriele Fischer kann das bestätigen. Die Firma Schütt, die sie zusammen mit ihrer Schwester leitet, sei einer der wenigen verbliebenen Familienbetriebe in Pforzheim. Sehr viele andere haben aufgegeben oder ihre Produktion nach Asien verlagert. Grund war der Kostendruck der Globalisierung, dazu fehlte oft der Nachwuchs, dem man eine Firma hätte übergeben können. Trotzdem sind die Großen der Branche nach wie vor hier angesiedelt. Und inzwischen ist laut Fischer ein Aufwärtstrend zu spüren: „Frauen schmücken sich wieder mehr als vor zehn Jahren.“

„Die Stadt Pforzheim kann nicht alleine von der Schmuck- und Uhrenindustrie leben“, sagt Oberbürgermeisterin Christel Augenstein. „Wir sind ein Zentrum der be- und verarbeitenden Metallindustrie geworden. Unser Schwerpunkt liegt auf Präzisions- und Feinwerktechnik, auf Dentaltechnik und Werkzeugbau.“ Die traditionsreiche Schmuck- und Uhrmacherskunst habe aber großen Anteil an dieser Entwicklung: „Das liegt sicher an den Fertigkeiten, die den Pforzheimern in die Wiege gelegt wurden“, sagt FDP-Politikerin.

Das Thema liegt der Bürgermeisterin am Herzen. „Jede Stadt sucht nach einem Alleinstellungsmerkmal. Die Goldstadt ist unser Imagerträger, und daran wollen wir festhalten.“ Deshalb ist das Schmuckmuseum im vergangenen Jahr renoviert und erweitert worden. Seit Juni 2005 gibt es eine weitere Attraktion: Das alte Industriehaus, in dem sich früher die Musterausstellungen befanden, wurde abgerissen und im originalen Stil neu aufgebaut. Auf 4000 Quadratmetern erstrecken sich nun die spektakulären „Schmuckwelten“, die ein Tochterunternehmen der Sparkasse Pforzheim-Calw betreibt. Hier präsentieren sich die großen Schmuck- und Uhrenmarken und bieten ihre Schätze zum Verkauf an. Eine interaktive Erlebniswelt schließt sich an, in der Besucher, wie es heißt, „mit allen Sinnen“ Schmuck entdecken können.

In einer Sonderschau gibt es zurzeit eine „Hommage à Angela“ zu sehen. Mehr als hundert Designer waren dem Aufruf einer Zeitschrift gefolgt und haben Halsketten und Ohringe entworfen, die ihrer Meinung nach gut zu Angela Merkel passen würden. Zwar kam die Bundeskanzlerin dazu nicht selbst zur Showeröffnung, sondern wurde durch ein Double vertreten. Immerhin: Der Schmuck war echt.

Süddeutsche Zeitung vom 8. November 2007